

Darlene Deibler Rose

Gottes Hand im Dschungel des Zweiten Weltkriegs

AUTOBIOGRAPHIE

Darlene Deibler Rose

GOTTES HAND IM DSCHUNDEL
DES ZWEITEN WELTKRIEGES

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

ISBN 3-89397-346-X

© Copyright der Originalausgabe by Harper, San Francisco

© Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:

Christliche Literaturverbreitung • Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

Übersetzung: Eva Weyandt, Forsbach

Satz: rk-design, Bergisch Gladbach

Titelgestaltung: Dieter Otten, Gummersbach

Druck: Druckhaus Gummersbach

Made in F.R.G.

Widmung

Eine alte römische Münze zeigt auf der einen Seite einen Ochsen, auf der anderen einen Sklaven. Der Ochse steht vor einem Altar und einem Pflug. Darunter steht geschrieben: "*Bereit zu beidem*".

Für alle jene Diener Gottes, die in japanischen Kriegsgefangenenlagern oder dem dichten Dschungel Borneos das höchste Opfer auf dem *Altar des Martyriums* gebracht haben:

Rev. C. Russell Deibler, Rev. Andrew Sande
Dr. Robert A. Jaffray, Mrs. Helen Sande
Rev. W. Ernest Presswood, David Jerome Sande
Rev. John Willfinger, Rev. Fred C. Jackson

Und für all jene, die ihre Hand an den *Pflug des Dienstes* für den Herrn gelegt, niemals zurückgeschaut und Gefangenschaft, Entbeh-
rung, Trennung und Verlust von geliebten Menschen, Hunger, Schlä-
ge und Vergewaltigung überlebt haben. Sie haben am eigenen Leibe
erfahren, was es heißt, dem Herrn zu folgen, wo immer er sie hinführt,
bis er sie heim zu sich in die Ewigkeit gerufen hat:

Mrs. Robert A. Jaffray, Miss Philoma R. Seely
Miss Margaret M. Jaffray, Mrs. Mary A. Dixon
Miss Lilian F. Marsh, Miss Grace M. Dittmar
Miss Margaret E. Kemp

Diesen, meinen geliebten Missionarskollegen, die mich geliebt
und angeleitet haben, mich, die jüngste von ihnen, widme ich dieses
Buch. Aus der Vergangenheit und von jenem fernen Ufer her, höre
ich sie rufen: "Lauf, Darlene, lauf! Halte durch und lauf das Rennen,
das vor dir liegt. *Es lohnt sich!*"

Und darum laufe ich!

Würdigung

Vor mehr als zehn Jahren habe ich begonnen, meine Erlebnisse während des Zweiten Weltkrieges für meine Söhne Bruce und Brian aufzuschreiben. Ich wollte sie wissen lassen, daß der Gott ihrer Mutter immer noch lebt und sein Arm nichts von seiner Macht verloren hat! Ich schulde ihnen und ihrem Vater Jerry großen Dank. Sie haben mich unterstützt und immer wieder ermutigt, die Geschichte zu Ende zu schreiben.

Bei all jenen, die mir während der Arbeit an dem Manuskript ihr Heim zur Verfügung gestellt haben, möchte ich mich ganz besonders bedanken: den Kho Hong Gans aus Sydney, Australien; Dr. und Mrs. Robert S. Brown aus Omaha, Nebraska; Cornelius und Claire Pals aus Golden Valley, Minneapolis; Betty Knudsen und Ann Dennert aus Boone, Iowa; Mrs. Ruth Graham, Montreat, N.C.; Art und Jackie Holsworth aus San Leandro, Kalifornien.

Dank auch an die, die mein Manuskript gelesen und mir hilfreiche Änderungsvorschläge gemacht haben: May Brown und Elisabeth Churchill aus Omaha, Nebraska; Nina Hoffman, Betty Knudsen, Ann Dennert und Annamae Reed aus Boone, Iowa; Elsie David Allen, einer Mitgefangenen, die nun in Sydney, Australien wohnt und Molly Farlow aus Pasadena, Kalifornien.

Beim Schreiben des Manuskriptes waren mir Faith Sinclair aus The Entrance, NSW Australien, Ruth Cozette aus Omaha, Nebraska und Betty Goodwin aus St. Petersburg, Fla., eine große Hilfe.

Schließlich möchte ich Karen Mains meinen tiefen Dank aussprechen. Sie hat die Tonbänder, die ich besprochen habe, abgeschrieben und mich immer wieder ermutigt, meine Geschichte aufzuschreiben; Dank auch an Ruth "Bunny" Graham Dienert, die mein Manuskript bei Harper & Row vorgestellt und mich unterstützt hat, und vor allem an Roy M. Carlisle und Rebecca Laird, meine Verleger bei Harper & Row, deren Freundlichkeit und Hilfe dieses Buch erst möglich gemacht haben.

Vorwort

Erst zwei Wochen nach Kriegsende kam der Friede auch in das japanische Internierungslager von Kampili. Am 19. September 1945, siebzehn Tage nach der Unterzeichnung der Waffenstillstandsvereinbarungen an Bord des Schlachtschiffes USS Missouri in der Bucht von Tokio, kletterte ich vorsichtig in das schaukelnde Ruderboot, das mich von Celebes, der Insel, wo ich gefangengehalten worden war, zu einem Wasserflugzeug im Hafen bringen sollte. Ich hatte Mühe, meinen ausgezehrtten Körper im Gleichgewicht zu halten, damals wog ich nicht mehr als achtzig Pfund.

Acht Jahre zuvor, an unserem ersten Hochzeitstag, war ich mit meinem Mann zu den Inseln gekommen, um eine Missionsarbeit im Innern Neuguineas aufzubauen. Nun, da ich von der Küste forttruderte, konnte ich an nichts anderes denken als an zwei einsame Holzkreuze, die halbversteckt auf einem fernen Hügel standen. Das eine stand auf dem Grab von Reverend C. Russell Deibler, meinem Mann; das andere auf dem von Dr. Robert Alexander Jaffray, meinem geistlichen Mentor, der mehr als vierzig Jahre seines Lebens der Missionsarbeit in China, Indochina und Indonesien gewidmet hatte.

Und nun trat ich allein die Rückreise in mein Heimatland an. Wie trostlos erschien mir die Küste, trotz der saftig grünen Blätter und dem glitzernden Blau des Wassers. Ich wandte das Gesicht ab. Ich spürte, wie Bitterkeit in mir hochstieg. Mit erst achtundzwanzig Jahren war ich schon seit mehr als zwei Jahren Witwe. Und nun kehrte ich mittellos in die Vereinigten Staaten zurück. Meine Erinnerungen an die Zeit, die ich mit meinem Mann zusammen erlebt hatte, wurden überschattet von meinen Erlebnissen während der Zeit der Internierung. Ich trug geliehene, schlecht sitzende Kleidung. Ein riesiges Geschwür fraß sich in das Fleisch eines meiner Beine, und meine sonst so zarte und helle Haut war vernarbt und sonnenverbrannt von den vielen Stunden, die ich in der mörderischen tropischen Hitze hatte arbeiten müssen. Die Krankheiten, die ich während meiner Gefangenschaft durchgemacht hatte, Beriberi, Malaria und Ruhr, hatten an meinem Körper gezehrt und ihn sehr geschwächt.

Fast vier Jahre lang war ich zusammen mit anderen Missionarinnen und 1 600 Frauen und Kindern interniert gewesen und hatte Zwangsarbeit leisten müssen. Wir zählten die Stunden der Trennung und Entbehrung und gedachten der Todestage von geliebten Men-

schen, die nacheinander an Krankheit, Hunger und durch die fürchterlichen Bombenangriffe gestorben waren.

Für die vielen hundert Gefangenen, die in Kampili zusammengepfercht waren, existierte keine andere Welt mehr außerhalb der Stacheldrahtzäune. Wir waren vollkommen isoliert; und von den verheerenden Ereignissen, die über den Rest der Welt hinweggingen, erfuhren wir nur aus dem Mund unserer japanischen Wärter.

Nicht ein Brief von zu Hause erreichte uns. Kein einziges Rote-Kreuz-Paket und kein mutmachendes Flugblatt wurde von den Alliierten abgeworfen oder ins Lager geschmuggelt, aus dem wir erfahren hätten, daß jemand für unsere Freilassung kämpfte.

Nun, da ich vor einem neuen Leben stand, empfand ich eine Furcht, wie ich sie nie gekannt hatte. Würde ich ein Leben außerhalb der eingegrenzten und doch so vertrauten Herrschaft des Leidens überhaupt meistern können? Würde ich jemals die immer wiederkehrenden schrecklichen Alpträume verlieren, in denen ich versuchte, in brennenden Gebäuden festsitzende Menschen zu retten? Würde ich jemals wieder meine Augen schließen können, ohne den jungen Armenier vor mir auf dem Bambusbett liegen zu sehen, dessen Bein von einer Bombe so grausam abgerissen worden war und dessen Blut auf den Boden im Büro des Kommandanten tropfte? Würde ich jemals das stumme Flehen in den Augen jener einst so hübschen blonden Frau vergessen können - die bei einer Bombenexplosion ums Leben gekommen war?

Wann würde allein die Erwähnung der Kempeitai mich nicht mehr vor Furcht erstarren lassen? Oder wann würde ich beim Dröhnen eines Flugzeugs nicht mehr den Drang verspüren, mich vor den Bomben, die es ganz sicher mit sich führte, verstecken zu müssen?

Würde jemals der Zeitpunkt wiederkommen, wo ich das freudige Wiedersehen anderer mit ansehen konnte, ohne voll Bitterkeit an den Tod meines Mannes denken zu müssen?

Auf einmal wurde ich fortgerissen von einer Welle der Bitterkeit. "Lieber Herr, ich werde niemals mehr zu diesen Inseln zurückkehren. Hier ist mir alles genommen worden, was mir lieb und wert war." Das Ruderboot erreichte das Flugzeug, das zuerst in Borneo, dann in Palawan und schließlich in Manila landen sollte. "Gibt es überhaupt Heilung für eine solche Wunde?" Ich konnte nur zu Gott schreien und hoffen. Er würde mich heilen müssen, wenn ich weiterleben sollte.

Als ich nach der Strickleiter des Flugzeugs faßte, hörte ich Rufen vom Strand her. *Selamat djalan!* "Eine friedliche Reise!" ertönten die

Stimmen der Indonesier. Menschen, die den Herrn auf unserer Missionsstation kennengelernt, mit uns das unbeschreibliche Leiden des Gefangenenlagers geteilt hatten, standen in einer Gruppe zusammen und winkten. Wir waren so unvermittelt von unserer Abreise unterrichtet worden, daß ich mich nicht einmal von ihnen hatte verabschieden können.

Sie stimmten einen Segensgruß an: "Gott mit euch, bis wir uns wiedersehen ..." Ihr Lied entfesselte die Fluten der Bitterkeit, und als mir die Tränen aus den Augen strömten, begann der Schmerz zu schwinden. Die Heilung hatte bereits eingesetzt. Ich wußte, daß ich eines Tages - nur Gott wußte, wann - wieder zu diesem Volk und dieser Insel zurückkommen würde, die mir zur Heimat geworden war.

Während das Flugzeug mich von der von Bomben zerstörten Insel, den überfluteten Reisfeldern und dem Gebirge, wo ich so lange gefangengehalten worden war, fortbrachte, übergab ich die acht langen Jahre meines Lebens in die treuen und weisen Hände meines gnädigen Gottes, der allein mir helfen konnte, die Geheimnisse tiefen Schmerzes und großen Leidens zu verstehen.

Alle Namen, außer denen von Darlene Deiblers Familie und ihren Missionarskollegen, wurden geändert.

Kapitel 1

Nachdem wir sechs Monate lang in Holland die holländische Sprache gelernt hatten, gingen mein Mann Russell Deibler, ein Missionar mit langen Jahren Missionserfahrung, und ich, seine junge Braut, an Bord der RMS *Volendam*, die uns zu den ostindischen Inseln bringen sollte.

Auf den ersten Blick zeigten sich die Inseln mir als ein Garten Eden mit heißem Klima und hoher Luftfeuchtigkeit. Die mehr als 13.500 Inseln, die sich vom Südchinesischen Meer bis zum Indischen Ozean hin erstreckten, wurden zweimal im Jahr von starken Monsunregenfällen heimgesucht, die die meisten größeren Inseln in ein Meer von Schlamm verwandelten. Verschieden geartete Sümpfe und undurchdringliche Dschungel waren überall zu finden. Auf vielen Inseln gab es noch aktive Vulkane, die hin und wieder Flammen und glühende Lava ausspien. An den Inseln entlang zogen sich Korallenriffe, stille Lagunen, weiße Sandstrände, auf denen sich Kokospalmen und Hibiskuspflanzen sachte im Wind wiegten. "Wie herrlich", jubelte ich, "ein Inselparadies."

Am 18. August 1938, an unserem ersten Hochzeitstag, landeten wir in Batavia auf Java. Die Düfte meines neuen Heimatlandes waren fremdartig und doch verlockend, so ganz anders als alles, was ich vorher gekannt hatte. Jede Insel war einzigartig und ganz anders als ihre Nachbarinsel. Auf einigen gab es schwefelhaltige Mangrovensümpfe, die einen modrigen Geruch verbreiteten. Andere stanken nach Kopra, dem getrockneten Mark der Kokosnuß. Auf den Gewürzinseln konnte ich auch den Duft von Zimt, Muskatnuß und Nelken ausmachen. Und überall mischte sich der Geruch von Meersalz mit dem schweren Duft des in der Nacht blühenden Jasmin.

Über die Märkte zu schlendern - ein buntes Treiben von provisorischen Ständen, auf denen sich bunte Früchte und Gemüsesorten, von Eingeborenen gewebte Stoffe, Tontöpfe, wunderschöne Sarongs und Nippessachen aus Gold und Silber türmten - war viel interessanter als das Einkaufen in einem amerikanischen Supermarkt. Die Kaufleute schlugen zwei Holzstückchen aufeinander und priesen mit monotoner Stimme ihre Waren an. Es gab keinen Marktpreis. Als ich das erste Mal einen Preis hörte, der doppelt so hoch war wie der Wert der Ware, ging ich davon ... *Boleh tawar! Boleh tawar!* riefen die Kaufleute immer wieder und luden mich ein zu handeln. Das tat ich dann auch!

Das Leben dort war sehr interessant und fesselnd. Ich fühlte mich sofort zu den Leuten und dem Ort hingezogen. Unablässig quälte ich Russell mit tausend Fragen.

In dem offenen Stadtkanal badeten Männer, Frauen und Kinder, fröhlich miteinander plaudernd, dort wuschen sie ihre Kleider oder ihr Gemüse, spritzten sich gegenseitig naß oder verrichteten ihre Notdurft - alles in unmittelbarer Nähe.

Mit dem Zug fuhren wir nach Surabaya weiter. Wir kamen vorüber an vielen terrassenförmig angelegten Reisfeldern und Teeplantagen.

Drei Tage später setzten Russell und ich unsere Reise mit einem Dampfschiff nach Celebes fort, wo sich die Missionsstation befand.

Makassar, die Haupt- und Hafenstadt von Celebes, war eine wundervolle tropische Stadt. Weiße Sandstrände erstreckten sich rechts der Reisfelder. Eine große, sehr alte Festung mit einer altmodischen Kanone wachte über dem Hafen. Ozeanriesen gingen vor Anker und entluden ihre importierten Waren im Austausch gegen eine Ladung Kopra, Kaffee, Reis, Korn, Salz oder exotischer Gewürze.

Russell, der Schiffsreisen noch nie besonders gut vertragen konnte, hatte sich so weit erholt, daß er mir, nachdem die Gangway heruntergelassen worden war, an der Reling Gesellschaft leisten konnte: Er lenkte meine Aufmerksamkeit auf eine Gruppe, die sich auf der rechten Seite der Gangway versammelt hatte.

"Die große Dame ist Margaret Kemp aus Endicott, New York", erklärte er. "Sie und die anderen alleinstehenden Damen arbeiten im Büro der Station und unterrichten in der Bibelschule."

Ich erkannte Lilian Marsh, denn sie sah ihrer Schwester Ethel, einer freundlichen Engländerin, die ich in London kennengelernt hatte, verblüffend ähnlich. Ihr Vater war der bekannte britische Prediger und Schriftsteller F.E. Marsh. Beide hatten schon viele Jahre im umkämpften China Dienst getan, bevor Lilian nach Niederländisch-Ostindien versetzt worden war. Während ich die kleine Dame mit dem lockigen, im Nacken zusammengesteckten Haar betrachtete, konnte ich kaum glauben, daß sie den Boxeraufstand in Wuchow mitgemacht hatte, genau wie die neben ihr stehende Philoma Seely.

Philoma, die Russell mir als ein wenig exzentrisch beschrieben hatte, war kleiner als Lilian. Ihr graues Haar glänzte wie Silber in der tropischen Sonne. Philoma war stocktaub, beherrschte seltsamerweise jedoch fließend die chinesische Sprache. Sie führte die Bücher der Missionsstation, unterrichtete in der Bibelschule und tat auch hin und wieder Dienst in der chinesischen Gemeinde.

Am Ende der Reihe der alleinstehenden Damen stand Margaret Jaffray. Sie war die Tochter von Dr. Jaffray, dem Vorsitzenden der Niederländisch-Ostindien-Mission. Ihr dunkles Haar war durchzogen von weißen Strähnen; eine randlose Brille saß auf ihrer dicken Nase, die jedoch dem fröhlichen Funkeln ihrer haselnußbraunen Augen keinen Abbruch tat.

"Willkommen daheim, Fremder!" rief einer aus der Gruppe. Die anderen begannen zu winken.

"Das ist Wesley Brill, der Leiter der Bibelschule, seine Frau Ruby und ihre kleine Tochter Donna", erklärte Russell.

Vollkommen verzagt und voller Furcht schritt ich die Gangway hinab. Die Brills erreichten Russell als erste und hießen ihn herzlich willkommen. Etwas unsicher stand ich abseits, doch die beiden Margarets, Lilian und Philoma kamen auf mich zu. Etwas zögernd schaute ich sie an, fürchtete, daß sie ein so junges Mädchen wie mich nicht so leicht akzeptieren würden; doch sie nahmen mich sehr herzlich auf. Ihre Freundlichkeit tat mir gut. Von diesem Augenblick an empfand ich Respekt und Liebe für sie, die auch während unserer gemeinsamen Arbeit, während des Krieges und des gemeinsamen Leidens nicht schwand.

Die Brills informierten uns darüber, daß Russell und ich in dem am Stadtrand gelegenen Gästehaus der Mission wohnen würden.

Das Gästehaus verfügte über große, luftige, spärlich möblierte Schlafräume, die in ein Gemeinschaftseßzimmer und das Wohnzimmer mündeten. Der Kochbereich, das Badezimmer, die Toilette und die Zimmer für das Personal waren in einem separaten, durch einen Weg mit dem Haupthaus verbundenen Gebäude untergebracht. Die Keramikfliesen waren angenehm kühl unter den Füßen.

Nach dem Mittagessen zogen wir uns alle zurück - es war Zeit für die Mittagsruhe. Erschöpft kroch ich unter mein Moskitonetz. Es gab keinen elektrischen Ventilator, und die Hitze war überaus drückend. Ich schlief ein wenig, wachte jedoch schweißgebadet und unausgeruht wieder auf. Wie angenehm war jetzt ein erfrischendes Bad!

Nach einer belebenden Tasse Tee leerte sich das Haus. Jeder ging seinen Pflichten nach. Russell und Wesley gingen zum Büro der Schifffahrtlinie, um nach unseren Koffern zu fragen. Ich packte das Handgepäck aus, danach setzte ich mich auf unser Bett, schaute zum Fenster hinaus und versuchte, all die vielen neuen und unterschiedlichen Geräusche und Düfte einzuordnen. Wie schön war es doch, hier zu sein, Welch ein Vorrecht!

Beim Abendessen informierte mich Mr. Brill darüber, daß mein Sprachlehrer mich am nächsten Morgen um halb neun erwarten würde. Schon bald würde ich mich mit den Eingeborenen unterhalten können. Gott hatte mich in seinen Dienst berufen, und er würde mich auch für die mir zgedachte Aufgabe zurüsten. Die Sprache war ein Werkzeug, das zu gebrauchen ich lernen mußte - und wenn er mir die Kraft dazu gab, dann würde ich sie gut einsetzen können.

Pünktlich um halb neun am nächsten Morgen wurde ich einem Indonesier mittleren Alters vorgestellt. Er nickte mir zu, und ich nickte zurück. Dann verließ Russell den Raum. Ich sprach kein einziges Wort Indonesisch, und er kein einziges Wort Englisch.

Mein Lehrer erhob sich vom Stuhl und verließ den Raum. Doch sofort kam er zurück, verbeugte sich und sagte: "*Selamat pagi, Njonja!*"

Ich starrte ihn schweigend an. "Ja, sicher", dachte ich bei mir. "Was hat er jetzt nur gesagt?"

Als ich nicht antwortete, verließ mein Lehrer abermals das Zimmer, kam wieder zurück und sprach diesmal ganz deutlich: "*Selamat pagi, Njonja.*"

Meine Gedanken überschlugen sich. Das war bestimmt eine Begrüßungsformel! Als er nun zum dritten Mal vor die Tür ging, war ich vorbereitet. Er kam zurück, verbeugte sich und wiederholte den Gruß.

Ich erhob mich von meinem Stuhl, verbeugte mich und erwiderte: "*Selamat pagi, Njonja.*"

Der kleine, korpulente Mann in dem gestärkten Baumwollanzug gestikulierte wild mit den Händen und schüttelte den Kopf. Er zeigte auf sich und sagte immer wieder: "*Tuan, Tuan.*" Dann zeigte er auf mich und sagte: "*Njonja, Njonja.*"

Ich mußte schrecklich lachen, denn ich hatte gerade zu meinem Lehrer gesagt: "Guten Morgen, meine Dame!" Um ihm zu versichern, daß ich verstanden hatte, verbeugte ich mich und sagte: "*Selamat pagi, Tuan,*" worauf er lächelnd erwiderte: "*Baik, baik!*" "Gut, gut!" Diese erste Lektion hatte ich gelernt, und nie wieder sprach ich einen Mann mit "meine Dame" an.

Jeden Tag lernte ich mit meinem Lehrer die Sprache. Er machte seine Sache ausgezeichnet, forderte aber auch eine Menge von mir. Wenn er sich nachmittags mit einer Verbeugung von mir verabschiedet hatte, schlenderte ich in das Quartier der Dienstboten hinüber. Die Köchin, eine junge Frau, und der Wäschejunge lachten über mein Indonesisch und korrigierten mich. Wenn ich ein Wort falsch aussprach

oder sie bat, etwas zu wiederholen, wurden sie immer lauter. Doch schließlich lernte ich, ihnen zu sagen, daß mein Gehör ausgezeichnet sei, daß ich nur Probleme mit der indonesischen Sprache hätte.

Celebes war eine Insel voller Gegensätze. Bis zu viertausend Meter hohe Berge erstreckten sich im Norden und Süden des Landes, und die geheimnisvollen blauen Seen waren viele tausend Meter tief. Dazwischen bedeckte üppige, tropische Vegetation die Landschaft. Auf den Bergen im Landesinnern waren viele Kalksteinhöhlen zu finden.

Ich liebte die Insel und ihre Bewohner. Doch ich wußte auch, daß mein Aufenthalt zeitlich begrenzt war. Schon bald würden wir weiterreisen in das "große unbekannt Land", nach Neuguinea, und ich war sicher, daß die Gebete der Menschen hier auf der Insel Celebes uns dorthin begleiten würden.

An einem Septembertag lernte ich einen von diesen Menschen kennen, Dr. Robert A. Jaffray.

"Da, neben Margaret, das ist Mr. Jaffray", erklärte Russell, als das Schiff anlegte.

Ich erkannte ihn sofort. Wie hätte man ihn übersehen können? Er überragte seine Mitreisenden um Haupteslänge und zog seinen Tropenhelm, um uns zuzuwinken. Sein kurzes, weißes Haar war ordentlich gekämmt, und er war glattrasiert. Sein Oberlippenbart war sorgfältig gestutzt. Er stand an der Reling mit der Würde eines Mannes von vornehmer Herkunft.

Margaret - er nannte sie zärtlich Muggins oder Muggie - half ihm von Bord. Sie trug die vielen Päckchen, die er als Geschenke für die Missionare mitgebracht hatte und sah aus wie ein reich geschmückter Weihnachtsbaum.

Dr. Jaffray kam auf mich zu und drückte mir herzlich die Hand. "Das muß Darlene sein. Jetzt kann ich verstehen, warum Russell seinen Urlaub verlängert hat." Seiner Größe und auffallenden Erscheinung nach zu urteilen, hätte ich ihn für einen sehr strengen Mann gehalten, doch sein warmes Lächeln und seine blitzenden Augen zeigten mir sehr schnell, daß ich mich geirrt hatte.

"Ich fürchte, wir haben Ihr Haus immer noch mit Beschlag belegt", entschuldigte ich mich nervös.

"Das macht doch nichts. Mutter besucht noch Freunde in Singapur und Java. Sie wird vermutlich erst nach der Konferenz eintreffen."

Die Konferenz für die Missionare in Niederländisch-Ostindien würde erst im November stattfinden; es blieb viel Zeit, sich von Mr. Jaffrays Begeisterung für Neuguinea anstecken zu lassen. Er trug eine

zerknitterte Landkarte der Strecke von Oeta bis zu den Wisselseen bei sich. Sobald sie ausgepackt hatten, begannen wir, Listen mit Ausrüstungsgegenständen und Versorgungsgütern zusammenzustellen und die Kosten zu überschlagen. Wir drei waren begeistert von dem Plan, das Innere Neuguineas für Gott zu gewinnen. Jede Information, die wir bekommen konnten, überprüften wir sehr sorgfältig.

Wir erfuhren, daß am 1. Januar 1937 ein holländischer Pilot mit Namen Mr. Wissel und sein amerikanischer Copilot, Mr. Jack Atkinson, für die Babo Ölgesellschaft einen Erkundungsflug über Neuguinea gemacht hatten. Das neue Jahr war gerade erst angebrochen, und die Wolken hatten sich gelichtet, so daß die Flieger das schneebedeckte Zentralgebirge sehen konnten. Mehr als dreißig Meilen erstreckten sich die Schneefelder, die hier und da von zerklüfteten, schneebedeckten Gipfeln und Gletscherseen unterbrochen wurden. Ehrfürchtig betrachteten sie die unberührte Natur. Als sie über die Nordseite des Gebirgszuges flogen, entdeckten sie unter sich etwas, das aussah wie drei runde Wolken, die sich in die Berge schmiegen.

Sie flogen etwas niedriger und erkannten, daß es sich nicht um eine Wolkenformation, sondern um drei kristallklare Seen handelte, und auf dem größten davon ruderten Männer und Frauen in Kanus. Und das in einem Teil der Welt, der als unbewohnt galt!

Als ich mit Russell zusammen die Luftberichte studierte, erfuhren wir, daß der Oeta, der in den Bandasee an Neuguineas Südküste fließt, im größten der Wisselseen, dem Paniasee, entspringt. Wenn man dem Oeta zu seiner Quelle folgte, würde man ganz sicher auch noch andere Dörfer und bisher unbekannte Völker entdecken.

Die holländische Regierung, die die Ostindischen Inseln kontrollierte, stellte schon bald Geldmittel und Begleitmannschaften für diese Expedition zur Verfügung. Die Gruppe kämpfte sich am Fluß entlang durch den dichten tropischen Dschungel. Sie bestieg mit dichten Wäldern bewachsene Berge, um am Gipfel feststellen zu müssen, daß ein neuer Gebirgszug sie erwartete, der noch steiler und noch zerklüfteter war als der vorige. Am Ende eines jeden ermüdenden Tages wurde schnell ein Schutzdach errichtet, worunter sie lagerte. Viele der Träger, vorwiegend Eingeborene der Küstenregionen, starben und wurden in flachen Gräbern entlang des nächtlichen Lagerplatzes begraben. Alle litten unter Hunger, da die Nahrungsmittel knapp waren, und unter Kälte in den höheren Regionen. Als etwa einen Monat nach ihrem Aufbruch von der Küste die Überlebenden den letzten Gebirgs-

zug ins Steinzeitalter hinabstiegen, folgte ihnen eine große Horde fast nackter Eingeborener zum Paniaisee.

Einige Polizeibeamte, mehrere Gefangene und ein Offizier wurden in Enarotali zurückgelassen, um die hastig errichteten Regierungszelte auf einem Bergabhang, von dem man auf den See blicken konnte, zu bewohnen. Die einzige Verbindung zwischen diesem primitiven Außenposten und der Außenwelt war ein batteriebetriebenes Radio.

Je mehr wir erfuhren, desto lieber wurden uns die Landkarte und die Geschichte Neuguineas. 1545 hatten die Spanier Anspruch auf die zweitgrößte Insel der Welt erhoben und ihr den Namen Neuguinea gegeben, weil ihre Bewohner den Volksstämmen an Afrikas Westküste ähnelten. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts etablierten holländische Händler die ersten europäischen Außenposten auf der Insel, und 1828 annektierten die Niederlande den westlichen Teil der Insel.

Intensiv studierten wir die Karte Neuguineas. Die Insel ähnelte einem riesigen paläozoischen Beutevogel - mit erhobenem Kopf und offenem Schnabel bereit, mit der hereinströmenden Flut die kleineren Molukkeninseln zu verschlingen. Der Brustteil Neuguineas liegt über dem obersten Zipfel von Australien und sein Schwanz im Korallensee. Die ungeheure Küstenlinie, die undurchdringlichen, von Krokodilen und giftigen Schlangen besitzergreifend bewachten Mangrovensümpfe und die Kannibalenstämme hatten schon über die Jahrhunderte hinweg selbst die wagemutigsten Seefahrer davon abgeschreckt, das Land einzunehmen.

Am 21. Juni 1938 folgte eine amerikanische, von dem amerikanischen Museum of Natural History gesponserte Expedition unter der Führung von Richard Archbold dem Flußlauf des Baliem durch ein 250 Meilen östlich der Wisselseen gelegenes Tal. Sie wollte Proben der Flora und Fauna am Fuß des Mount Wilhelma, eines der höchsten Gipfel Neuguineas, sammeln. Dort traf sie auf ein dichtbesiedeltes Gebiet von Steinzeit-Kannibalen.

Wieder und wieder lasen wir die Berichte über die Ergebnisse der Expedition und waren aufs neue beeindruckt von der riesigen Aufgabe, die unzähligen im Gebirge lebenden Volksstämme Neuguineas zu erreichen.

Die Missionskonferenz fand im November in Benteng Tinggi statt, einem Anwesen in den Bergen, etwa sechzig Kilometer von Makassar entfernt gelegen. Benteng Tinggi bedeutet "hohe Festung", und in der Tat war es ein Zufluchtsort vor der sengenden Hitze des Küste. Die Versammlungen wurden in einem riesigen, achteckigen Gebäude ab-

gehalten, an das sich die Unterbringungsmöglichkeiten der Teilnehmer anschlossen. Zum ersten Mal lernte ich die anderen Missionarsfamilien kennen. Wir lachten viel zusammen, und die Konferenz verlief sehr harmonisch.

Einstimmig wurde beschlossen, daß Russell und ich zusammen mit einem anderen Ehepaar, Walter und Viola Post, zu den Wisselseen aufbrechen sollten. Schon vor der Konferenz hatten wir uns eine Arbeitserlaubnis beschafft, doch die Regierung wollte nicht gestatten, daß Frauen die anstrengende Reise ins Landesinnere antraten. Bis sich die Zustände gebessert hatten, sollten Russell und Walter Post allein zu den Wisselseen reisen. Viola und ich würden in Makassar bleiben.

Anfang Dezember bestiegen Walter Post und Russell den Dampfer nach Ambon, dem Sitz der Regierung der Gewürzinseln, wo sie Schlauchboote, Campingausrüstung und Nahrungsmittel für sich und ihre Träger einkauften.

Der Gouverneur war sehr hilfsbereit und arrangierte für sie, daß sie mit einem Schiff der Regierung nach Oeta an Neuguineas Südküste reisen konnten. Sie kamen sicher dort an und entluden ihre Vorräte. Dann kehrte Walter Post nach Ambon zurück. Am Tag nach Weihnachten fuhren Russell und seine zehn eingeborenen Träger mit den Vorräten in einem Regierungsdampfer, ein Kanu im Schlepptau, stromaufwärts bis dorthin, wo die Stromschnellen begannen. Von dort aus würden die Vorräte und das Kanu getragen werden müssen. Sie erreichten das Lager am späten Nachmittag des dritten Tages. Dies erfuhr ich aus einem Brief, den der Regierungsbeamte mir freundlicherweise mitbrachte.

Ich erinnerte mich an das, was ich in dem Bericht der Pioniere gelesen hatte, und unaufhörlich bat ich Gott um Hilfe und Kraft, um Sicherheit, Mut und Geduld für Russell. Zusammen mit den anderen Missionaren betete ich, daß Gott seine Hand über ihn halten möge, damit er die Wisselseen erreiche. Wie sehr er litt und wie notwendig unsere Fürbitte war, sollte ich erst viele Wochen später erfahren.

Während Russells Abwesenheit drängte und ermutigte Margaret Kemp mich, mehr zu tun als ich jemals für möglich gehalten hätte. Die wöchentlichen Lektionen der Sonntagschule für die Jüngeren zu übersetzen und mehrere Lehrer zu überwachen - und das nach nur wenigen Monaten des Sprachstudiums, war ihre Idee. In regelmäßigen Abständen wurde ich für die Predigt in der Gemeinde eingeteilt, und man bat mich auch, im Kindergarten für die Kinder der Lehrer und Studenten auszuhelfen. Das war eine wertvolle Erfahrung für mich.

Auch weiterhin betrieb ich mein Sprachstudium, jetzt mit einem Lehrer der Schule für Regierungsangehörige in Menado. Sein ausgezeichnetes Indonesisch spornte mich an, meine Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Schon nach wenigen Wochen kann jeder sich in Pasar, dem Umgangsmalaiisch, verständlich machen. Doch das richtige Indonesisch ist eine sehr schöne Sprache, es hat keine harten, kehligen Laute. Diese Sprache so gut ausgesprochen zu hören, ist wie einer Sinfonie zu lauschen, die auf Wortinstrumenten gespielt wird - wie wenn man einen Renoir anschaut, ein Meisterwerk von Licht und Schatten.

Zu Beginn des neuen Schuljahres gab man mir ein englisches Kirchengeschichtsbuch und fragte, ob ich die Studenten des zweiten Jahrgangs unterrichten könnte. Gern war ich bereit dazu, doch nachdem ich mich durch die ersten Kapitel gekämpft hatte, kam ich mehr und mehr zu der Überzeugung, daß ich mehr Begeisterung als Vernunft walten lassen. Wie vermittelt man Kirchengeschichte an Studenten, die frisch aus dem Dschungel kamen und nur ihre eigene Küstenlinie und den Ozean kannten und erst seit einem Jahr wußten, daß überhaupt eine Welt außerhalb ihres begrenzten Horizonts existierte? Das war eine anspruchsvolle Aufgabe!

Die meisten Studenten in meinen Klassen waren Dyaks aus Borneo. Da alle Stunden in Indonesisch abgehalten wurden, mußten sie sich ein Arbeitswissen in einer Sprache aneignen, die ihnen vollkommen fremd war. Viele von ihnen hatten noch nie einen Stift in der Hand gehalten. Neben ihren Sprachstunden brachte man ihnen Lesen, Schreiben, Mathematik, Musik und Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament bei. Allein schon still in einem Klassenzimmer sitzen zu müssen, war eine schwere Prüfung für sie; sie waren ein freies Volk, das am Rande der Zivilisation gelebt hatte. Nie hatten sie sich einem Zeitplan unterwerfen müssen. Ich liebte und bewunderte sie, wenn sie mit gerunzelter Stirn über ihre Bücher gebeugt im Klassenzimmer saßen und ihnen von der extremen Hitze und der Konzentration Schweißtropfen die Wangen herunterliefen.

Ich fand Erfüllung, Freude und außerordentliche Befriedigung in all meinen Aufgaben. Dies war eines von Gottes wertvollen Geschenken an mich - schon als kleines Kind hatte ich Verantwortung übernehmen müssen. Niemals hatte ich Zeit gehabt, mich zu langweilen! Die Trennung von Russell hätte ich mir auch nie selbst ausgesucht, doch der Herr hatte mir, als ich auf seinen Ruf in die Mission antwor-

tete, versprochen: "Geh ... ich werde immer bei dir sein!" Die Gegenwart Gottes und seines Volkes machte mich ruhig.

Im Februar erhielten wir die Nachricht, daß Russell aus Manokwari ankommen würde. Meine Aufregung steigerte sich ins Unermeßliche. Aber warum aus Manokwari, einem Dorf an der Nordküste Neuguineas? Als das Schiff in den Hafen Makassars einlief, konnte ich es kaum noch erwarten. Ich stand ganz vorn unter den Leuten, die sich versammelt hatten, um die ankommenden Reisenden zu begrüßen. Doch wie erschrak ich, als ich einen ausgezehrtten, verfallenen Fremden an der Seite von Walter Post entdeckte.

Die anderen Missionare erkannten den abgemagerten Russell als den Mann, den sie vor seiner Reise gekannt hatten. Doch wo war der Mann, den ich geheiratet hatte, der Mann, der nach Neuguinea aufgebrochen war? In nur achtzehn Tagen im Dschungel und wenigen Monaten spärlicher Ernährung hatte er mehr als sechzig Pfund verloren!

"Darlene?" Als ich seine Stimme hörte, wußte ich, daß es Russell war, doch diese Stimme sollte nicht diesem ausgemergelten Fremden gehören. Schnell schlug ich die Augen nieder; ich wollte nicht, daß er mein Unbehagen bemerkte. Meine Zurückhaltung amüsierte ihn, doch der Schock, den ich empfand bei dem Gedanken, was er erlitten haben mußte, saß sehr tief.

Nur mit Mühe konnte er gehen, und als er zu Hause die Schuhe und Strümpfe auszog, wußte ich auch, warum. Er hatte keine Haut mehr an den Fußsohlen und an den Zehen und litt unter fortgeschrittener Dschungelfäule.

Dr. Jaffray schickte sofort nach einem Arzt. Nachdem er Russells Füße untersucht hatte, wandte er sich an mich und sagte: "Sehen Sie dieses Gewebe, das sich ablöst? Nehmen Sie jeden Morgen eine Pinzette und reißen Sie es ab, bis sie an das rohe Fleisch stoßen. Wenden Sie die Salbe, die ich Ihnen gebe, erst an, wenn sie das verfaulte Gewebe entfernt haben. Das wird sehr schmerzhaft sein, doch es gibt keinen anderen Weg, den Pilz zu entfernen, der die Ursache für Mr. Deiblers Zustand ist."

Jeden Morgen saß ich auf dem Bett und verband Russells Füße. In meine unerfreuliche Aufgabe mischte sich noch das Gefühl der Fremdheit, die ich diesem abgemagerten Mann gegenüber empfand. Russell lachte immer, wenn ich scheu zu ihm hochsah, während ich seine Füße versorgte. Es amüsierte ihn, daß mein überschäumendes Temperament gezügelt worden war.

Dr. Jaffray, seine Tochter Margaret und ich hörten stundenlang Russells Berichten über seine Erlebnisse bei dem Marsch zu den Wisselseen zu. Ich begann mich darüber zu wundern, daß er dieses Abenteuer überhaupt überlebt hatte.

Während der ersten drei Tage hatten sich die Träger flußaufwärts gekämpft, und Russell erzählte, er habe sich bei allen seinen Reisen auf Borneos tückischen Flüssen niemals so unbehaglich gefühlt wie mit diesen unfähigen Ruderern, die einmal mitten auf dem Fluß das Boot fast zum Kentern gebracht hätten. Russell hatte kein gutes Gefühl gehabt, als man ihm seine Träger vorstellte, und nun wußte er, daß er seiner Intuition hätte trauen sollen. Wie viele der Küstenbewohner Neuguineas bewegten sie sich lethargisch und langsam. Russell führte das zurück auf die Auswirkungen des Dschungellebens. Die Küstenbewohner waren geschwächt vom Denguefieber und immer wiederkehrenden Malariaanfällen. Sie kannten noch kein Chinin, das ihnen Linderung hätte schaffen können.

In Orawaja erwarteten sie, ein stabiles Basislager vorzufinden. Sie trafen jedoch nur eine Bambuskonstruktion mit einem Grasdach an, das kaum Schutz bot vor dem Regen. Durch Krankheit schmolzen seine Träger auf sieben zusammen. Die drei Kranken kehrten mit dem Kanu nach Oeta zurück. Nachdem sie sich hastig eine Mahlzeit bereitet hatten, teilten Russell und die übrigen Männer die Vorräte unter sich auf, packten ihre Rucksäcke, weil sie früh am nächsten Morgen aufbrechen wollten. Die Träger streckten sich auf dem Boden aus und waren bald eingeschlafen. Russell holte seine Bibel und sein Tagebuch aus seinem Rucksack. Er zündete eine Kerze an, las in der Bibel und schrieb die Ereignisse der vergangen drei Tage nieder.

Der Weg war so gefährlich wie er beschrieben worden war. Den ganzen Tag bahnten sich die Träger den Weg durch das dichte Dschungelunterholz. Jeder Tag führte sie tiefer ins Zentralgebirge hinein, jeder Gebirgszug war höher als der vorhergehende. Sie überquerten vorsichtig schmale, über tiefe Schluchten ragende Felsvorsprünge, die der Oeta in den Felsen gegraben hatte. Der Fluß tobte drohend unter ihnen hinweg, diente ihnen jedoch als Orientierung, um den Weg zu seiner Quelle, den Wisselseen, zu finden.

Die mit dichtem Dschungel bewachsenen Berge gaben nur ungern den Weg frei zu den Gebirgszügen, die mit zum Teil unter Moos versteckten Tonscherben bedeckt waren. Diese gezackten Scherben schnitten sich durch die Ledersohlen von Russells Stiefeln.

Am Neujahrstag erwachte Russel mit dem Gefühl, körperlich vollkommen erschöpft zu sein. Außerdem war er besorgt. Er hatte nur noch wenige Träger, zu wenige. Würden die Vorräte ausreichen? Er brauchte Ermutigung für den Marsch hinein in die unbekannte Wildnis und öffnete seine Bibel an einer Stelle, wo es hieß: "Habe ich dir nicht geboten: Sei stark und mutig? Erschrick nicht und fürchte dich nicht! Denn mit dir ist der Herr, dein Gott, wo immer du gehst" (Josua 1,9). In seiner unnachahmlichen Weise hatte Gott Russell mit diesem Zuspruch gestärkt für die schrecklichen Tage, die noch vor ihm lagen.

Die vorausgehenden Träger mußten sehr sorgfältig darauf achten, die Steine und Felsbrocken, die ihnen im Weg lagen, nicht in Bewegung zu bringen, denn auf diese Weise konnte leicht ein Erdbeben entstehen. Beim Hochklettern der fast senkrechten Berge mußten die Männer zuerst überprüfen, ob die Steine auch festsaßen, damit sich nicht ein Stein lockerte und die Nachkommenden verletzte.

Und dann immer der Monsunregen! Spät am Nachmittag schlugen sie ihr Lager auf. Obwohl Russell bereits sehr erschöpft war, ging er zurück, um den Trägern zu helfen. Sie nahmen die notwendigen Reparaturen an den Biwaks vor, doch es regnete trotzdem durch. Die Biwaks bestanden aus vier Pfählen, die in die Erde geschlagen und mit Rattan zusammengebunden wurden, mit einem Dach aus Gras oder Rinde. Die Kleidung der Männer war immer naß. Sie kauerten sich vors Feuer, um warm zu werden, aßen apathisch ihren Reis, getrocknete Erbsen und gesalzenen Fisch.

Russell nahm sein Tagebuch auf und las uns vor: "Dies war ein schrecklicher Tag; ich zwang mich, etwas zu essen und Wasser abzukochen, um etwas zu trinken, doch ich habe keinen Hunger. Den ganzen Tag bin ich am Ende der Reihe geblieben und habe versucht, die Träger im Auge zu behalten. Aus ihren flüchtigen Blicken in meine Richtung und ihren geflüsterten Unterhaltungen schließe ich, daß sie planen zu verschwinden. Nachdem wir an diesem Abend unser Lager aufgeschlagen hatten, habe ich gebetet und mit ihnen gesprochen, ihnen gesagt, daß wir nur durchkommen können, wenn wir zusammenbleiben und daß wir auf Gott vertrauen und weitergehen müssen ..."

Die Nacht verbrachte er im Gebet. Er bat Gott, er möge die Träger davon abhalten, davonzulaufen. In den frühen Morgenstunden fiel er in einen unruhigen Schlaf. Das Geräusch der im Lager hin- und hergehenden Träger weckte ihn auf. Wunder über Wunder, sie waren alle noch da.

Er konnte die Männer verstehen. Sechs Träger waren bei einer früheren Expedition auf dieser Route schon gestorben. Jeden Abend half Russell ihnen, die unter ihrer Last taumelten, das Lager aufzuschlagen. Er fühlte sich körperlich ausgelaugt durch den ständig steigenden Druck auf seine schnell schwindenden Kräfte. Dies war keine Expedition mit einer großen Mannschaft, genügend Trägern und Vorräten; er war allein, erschöpft in einem unfreundlichen Dschungel, zusammen mit sieben ebenfalls erschöpften Trägern. Jetzt aufzugeben, wo sie ein Drittel des Weges bereits hinter sich hatten, wäre ihr sicherer Tod gewesen. Obwohl er seine Gruppe überreden konnte, ihn auch weiter zu begleiten, indem er ihnen versprach, einen Teil ihrer Vorräte zurückzulassen, wußte Russell, daß es gut möglich war, eines Morgens aufzuwachen und festzustellen, daß seine Männer ihn während der Nacht im Stich gelassen und seine Vorräte mitgenommen hatten. Seine einzige Zuflucht war das Gebet. So verbrachte er nach dem anstrengenden Tag die Nacht im Gebet um göttlichen Schutz. Er ermutigte sich immer wieder selbst mit dem Zuspruch vom Neujahrstag, wo es hieß: "Habe ich dir nicht geboten: Sei stark und mutig? ... Denn mit dir ist der Herr, dein Gott" - und machte weiter.

Eine Woche später stellte Russell fest, daß es unumgänglich war, die zurückgelassenen Vorräte zu holen. Er und einige der stärkeren Männer gingen zurück. Nach dieser Pause waren die Träger wieder in besserer Gemütsverfassung.

Als die Männer höher und höher stiegen, waren die Tage zwar warm, nachts jedoch war es sehr kalt. Russell und die Männer kauerten sich in Decken gehüllt um das Feuer und hofften, durch die körperliche Nähe noch zusätzliche Wärme zu bekommen. Die Eingeborenen waren Küstenbewohner und die Kälte der Höhenlage nicht gewöhnt. Sie litten sehr, einige weinten, weil sie glaubten, daß der Tod auf sie lauere. Es gab keinen Schutz vor den kalten Winden, die alles durchdrangen. Sie begannen den Sonnenuntergang zu fürchten.

Dann kam dieser letzte schreckliche Tag, der achtzehnte Tag, ein Tag, an dem die Expedition bald in einer Katastrophe geendet hätte, die nur durch die Gnade und Güte Gottes abgewendet wurde!

Sie bestiegen den vierzehnten Gebirgszug und kamen ins Land der Kapauku. Das Gebiet war relativ eben, und ein Pfad wand sich durch Gärten, in denen süße Kartoffeln angebaut wurden. Manchmal steckten die Männer bis zu den Hüften im Schlamm.

Gegen drei Uhr am Nachmittag führte der Pfad sie zum Flußufer, wo sie Kanus fanden, die offensichtlich von Regierungsparteien be-

nutzt worden waren. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie erkannten, daß es Selbstmord war, auf dem Fluß weiterzufahren. Ein Sturm auf dem Paniasee verursachte hohen Wellengang und gefährliche Stromschnellen an der Stelle, wo der See ins schmale Flußbett des Oeta drängte. Sechs Stunden lang warteten sie in den Kanus, daß der Sturm sich beruhigte. Gegen neun Uhr zitterten sie alle vor Kälte, und Russell hatte das Gefühl, daß er nicht mehr länger warten konnte. Sie ruderten gegen die Wellen an, und die körperliche Anstrengung half ihnen, die Kälte zu ertragen. Dankbaren Herzens jubelten sie, als der Fluß sich endlich in den See öffnete. Sie mußten den See noch überqueren, um Enarotali, den Regierungsposten, zu erreichen.

An der fernen Küste waren schwache Lichter zu erkennen. Gerade als sie anfangen, sich zu entspannen, stieß Russells Kanu gegen einen aus dem Wasser ragenden Felsen und kenterte. Alle Männer und Teile der Ausrüstung fielen in den aufgewühlten, eiskalten See. Die durchdringenden Hilferufe der Träger weckten das Regierungspersonal auf. Russell und die Träger kämpften gegen die Strömung an, und es gelang ihnen, das zweite Kanu zu erreichen. Verzweifelt schöpften sie das Wasser aus dem Kanu, denn nun war es hoffnungslos überladen. Fackeln tauchten am Ufer auf, und hilfreiche Hände zogen das Kanu ans Ufer. Zwar waren sie vollkommen durchnäßt, doch alle Männer und das meiste Gepäck waren gerettet worden.

Am 13. Januar 1939 um Mitternacht setzte Russell, ein einsamer Missionarspionier, seinen Fuß auf das Land, wie damals Josua in der Bibel, um den primitiven Stämmen im Innern Neuguineas das Evangelium von Jesus Christus zu verkünden.

Bei Tagesanbruch schaute Russell aus der provisorischen Hütte des Regierungsvorpostens. Er hatte sich noch nicht richtig erholt, doch er konnte es kaum erwarten, die Eingeborenen kennenzulernen. Dutzende brauner, sehr kleiner Menschen mit vollen Lippen und breiten Nasen drängten sich im Lager. Sie waren neugierig und wollten die Neuankömmlinge sehen. Ein ganz mutiger Mann bot Russell seinen gekrümmten Zeigefinger. Russell trat zurück und beobachtete, wie einer der Vorposten vortrat und den Finger des Eingeborenen mit seinem ebenfalls gekrümmten Zeigefinger ergriff. Beide Männer zogen ihre Hand nun fort, wobei sie einen scharfen Knall verursachten. Diese Zeremonie wurde mehrmals wiederholt - je mehr und je lauter die Knälle, desto tiefer die Freundschaftsbande.

Mutig trat nun auch Russell mit seinem neugelernten Gruß vor und mischte sich unter das Volk. Ihr drahtiges Haar war mit einer Kruste

aus Schmutz und Asche überzogen, und ihre kleinen Körper waren mit einer Mischung aus Schlamm und Schweinefett eingerieben, die die Poren verschloß und so die Kleidung ersetzte. Das einzige "Kleidungsstück", das die Männer an ihrem Körper trugen, war ein Flaschenkürbis, der mit einer Schnur um die Lenden gebunden wurde und von einer anderen Schnur um den Hodensack festgehalten wurde. Die kleinen Mädchen trugen Grasröcke, die Frauen kurze Röcke aus Bändern oder Seil. Von den Köpfen der Frauen und Mädchen hingen Netze, in denen sie bei Tag alles trugen, was nötig war, und die sie nachts sozusagen als steinzeitliche Thermounterwäsche um ihre kleinen Körper wickelten.

Schon im Kindesalter wurde bei Jungen und Mädchen die Nasenwand durchstoßen. Man steckte einen Strohalm hinein, bis die Wunde heilte, danach ersetzte ein kleines Schilfrohr den Strohalm. Von Zeit zu Zeit wurde das Schilfrohr gegen ein etwas größeres ausgetauscht, bis das Loch groß genug war, daß die Männer den Hauer eines Wildschweins oder ein Bambusstück und die Frauen einen an beiden Enden angespitzten Stock hineinstecken konnten. Auch die Ohrfläppchen waren durchstoßen, nicht für Ohringe, sondern für einen Federkiel. Manchmal dienten die Löcher auch als Aufbewahrungsort für selbstgedrehte Zigaretten oder Bambuspfeifen. Da sie keine Hosen und Hemden trugen, mußten sie einen anderen Weg finden, um nützliche Dinge aufzubewahren!

Ketten aus Schneckengehäusen oder den Zähnen von Hunden und Ratten wurden von beiden Geschlechtern getragen. Haarschmuck aus Federn zierte die kahl werdenden Köpfe der älteren Männer.

Die Hütten der Kapauku bestanden aus handgefertigten Holzlatten, die an einem Ende spitz zuliefen. Die Bäume wurden mit Steinäxten gefällt, die Stämme mit einem steinernen Krummbeil bearbeitet. Das Dach bestand aus Baumrinde, der Boden war die blanke Erde. Drei Steine bildeten die Feuerstelle. Die Familie schlief dichtgedrängt um das Feuer herum, zusammen mit den Schweinen, vor allem den Ferkeln. Starb eine Muttersau, wurden die Ferkel von den Frauen gesäugt.

Die Frauen bauten mehr als dreißig verschiedene Sorten süßer Kartoffeln in dem Gebiet um den See herum an. Da sie kein Kochgeschirr besaßen, wurden die Kartoffeln manchmal draußen an der Feuerstelle mit heißen Steinen gedämpft, doch vorwiegend röstete man sie in der heißen Asche unter der Kohle auf der Feuerstelle im Innern der Hütte.

Schweine, Ratten, Langusten, Kaulquappen, Vögel, Raupen, Bienen- und Wespenlarven, Grashüpfer, Stinkwanzen und andere Insekten lieferten ihrem Speiseplan eine interessante Mischung zusätzlicher Proteine.

Muschelgeld diente den Kapaukus als Zahlungsmittel. Russell stellte fest, daß man ein fettes Schwein für denselben Betrag bekommen konnte wie eine junge, kräftige Frau - mit einer Schnur von vierzig bis sechzig *yo* (die alten, dünnen Kaurimuscheln). Es war ein schwerer Schlag für meine weibliche Eitelkeit zu erfahren, daß ich bei diesem Stamm nicht wertvoller sein sollte als ein schmutziges fettes Schwein!

Russell widmete seine Zeit sowohl den Kapaukus, verbrachte aber auch viele Stunden mit dem freundlichen und sehr erfahrenen Regierungspersonal. Auf diese Weise konnte er eine Liste mit Dingen zusammenstellen, die nötig waren, um eine Missionsstation hier an diesem Ort einzurichten.

Russell stand vor dem vollkommenen körperlichen Zusammenbruch. Er wußte nicht, wie er den gefährlichen und anstrengenden Rückmarsch zur Küste schaffen sollte. Während seines Aufenthalts bei den Außenposten wurde ein Mann ernstlich krank. Der Gouverneur ließ ein Wasserflugzeug kommen, um den Mann fortbringen zu lassen. Der Offizier bat um die Erlaubnis, daß entgegen den Gepflogenheiten Russell ihn begleiten dürfe. "Sehen Sie nur seine Füße an! Er wird es niemals bis Oeta schaffen!" Drei Stunden später landeten sie in Manokwari. Von dort buchte er eine Passage nach Ambon, wo Mr. Post zu ihm stieß. Zusammen fuhren sie nach Makassar weiter. Dieser Flug bewahrte Russell vor dem mörderischen Marsch zurück nach Oeta und sparte einen Monat Zeit.

Am Morgen, nachdem Russell uns die letzte Episode seiner Geschichte erzählt hatte, kam Dr. Jaffray in unser Schlafzimmer und sah, wie ich das abgefaltete Gewebe von Russells Füßen riß. Das Blut und der Eiter liefen mir die Arme hinunter. Eine Welle von Übelkeit ergriff ihn, und er drehte sich um und verließ wortlos das Zimmer. Er schloß sich in seinem Schlafzimmer ein, und als ich ihn mittags zum Essen rief, sagte er, er wolle nichts essen. Gegen vier Uhr an diesem Nachmittag kam er heraus und legte ein Manuskript vor mich hin.

Ich nahm es auf und las das Vorwort für unsere Feldzeitschrift, *Der Pionier*:

"An diesem Morgen schaute ich auf die blutenden Füße eines Missionars, sah seine Frau, die ihn versorgte, sah das Blut und den